

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 9

Artikel: Der Konzertbesuch
Autor: Fritze-Eggimann, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073963>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

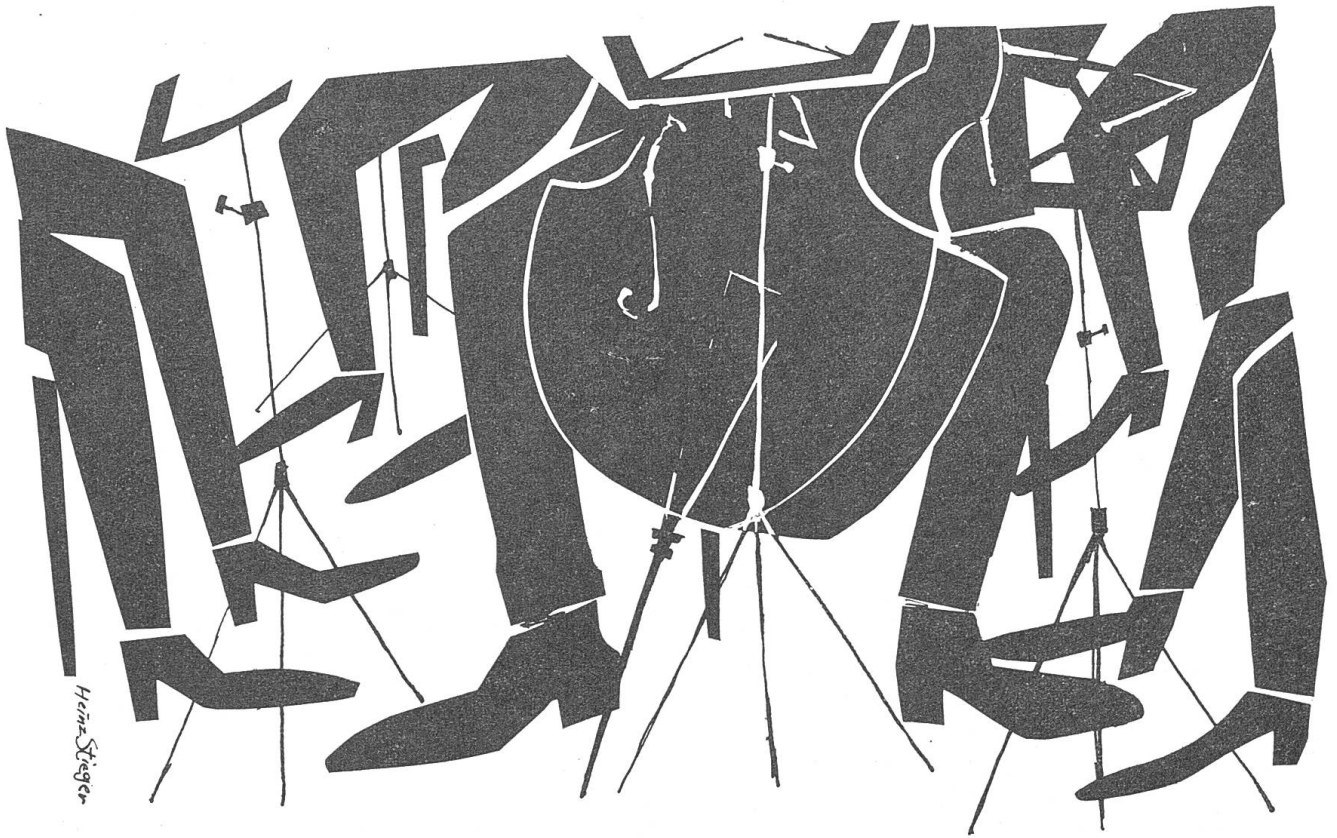
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Konzertbesuch...



Von Ruth Fritze-Eggimann

Ich habe keinerlei musikalische Bildung genossen. Unser humanistisches Gymnasium war so streng und Grau in Grau, daß es die Musik für Zeitverschwendung hielt. Statt der Musik hatten wir noch eine siebente Stunde griechische Formen zu pauken. Es ist also nicht meine Schuld, wenn ich ein «musikalischer Analfabet» geblieben bin.

Trotzdem liebe ich die Konzerte, die ich heute mit meinem in musikalischen Dingen mir so weit überlegenen Mann oft besuche.

Ein bestimmtes Konzert nun hat mir einen ganz besonderen Eindruck hinterlassen, vor allem dadurch, daß wir in die erste Reihe zu sitzen kamen. Wie üblich hatten wir uns verspätet, denn die Kinder mußten unbedingt noch wissen, was für eine Schürze die Babysitterin heute trage, und welchen Schmuck ich gewählt habe.

Kaum saßen wir auf unseren Plätzen, da schwirrte auch schon wie ein Bienenschwarm das schwarzbefrackte Orchester in den Saal. Ein vielfaches Summen und Brummen hob an. «Es wird, glaub ich, schön», flüsterte ich meinem Mann zu, der eifrig das Programm studierte. Und dann begann das Konzert.

Gewiß waren manche der andächtig Lauschenden dabei, die das Ganze vom Geiste und sub specie aeternitatis – unter dem «Blickwinkel der Ewigkeit» wie man so schön sagt – erfassen. Ich jedoch saß dem Orchester sozusagen zu Füßen und nahm die Herrlichkeit des Abends aus der Froschperspektive in mich auf.

Ich habe noch nie so viele schwarzbesockte und beschuhte Herrenbeine vor mir gesehen wie an jenem Abend. Wenn du meinst, ein schwarzer Schuh sei einfach ein schwarzer Schuh, also etwas Uniformes, so täuschest du

dich. Soweit sie in mein Blickfeld kamen, glich kein Schuh dem andern!

Bieder und rund, sorgfältig geschnürt und geputzt war der Schuh des Ersten Cellisten. Er mußte eine ordentliche Frau haben. Er sah sehr behäbig und wohlgenährt aus. Die Musik, die er spielte, schien ihn weder dämonisch zu erschüttern noch lyrisch sanft zu ergreifen. Trotzdem wirkte er, wie es sich im Laufe des Abends erwies, wie ein ruhender Pol, zu dessen Normalschuh ich immer wieder flüchtete, wenn mich die vielfältige Verschiedenheit und Schattierung der andern zu verwirren drohte.

Neben dem Ersten Cellisten, ein wenig zur Seite gerückt, glänzte ein eleganter Lackschuh. Eine gewisse Nonchalance offenbarend, war sein schwarz-silbriger Socken bis auf den Schaft des Schuhs gerutscht. Spöttisch herablassend schlug der Fuß den Takt zu dem Cello aus dunkelrotem Holz. Als ich nach längerem, intensivem Studium die Gesichtshöhe des Spielers erklimm, begegnete ich einem fuchsartigen Profil; listig glitten ab und zu die Augen über das Publikum, die Mundwinkel zuckten nach unten. «Hier sitzen doch nur Banausen!» mochte das bedeuten. – Ertappt und darum eilig wanderten meine Augen weiter.

Beim Contrabassisten war von den Schuhen nichts zu sehen, begreiflich. Aber das Gesicht war unverkennbar ein Franz Schubert-Gesicht, wie ich es früher im Musikzimmer des Klavierlehrers von meiner Schwester gesehen hatte. (Ich mußte sie öfters heimlich entschuldigen, weil ich eine unerschöpfliche Phantasie für glaubwürdige Entschuldigungsgründe besaß.)

«Franz, wie kommst du denn plötzlich an den Contrabaß? Ich dachte doch, du hast nur komponiert und Klavier gespielt?»

Franz gab mir keine Antwort. Angestrengt starrte er auf sein Notenblatt. Wie der Nebel sich vor der Sonne verflüchtigt, so löste sich vor mir Raum und Zeit und Wirklichkeit auf. Die Schuhe, die Füße, die Gesichter der Spieler wogten im Reigen ihrer Musik. Bald meinte ich jedes einzelne Gesicht persönlich zu kennen und mit dem Gesicht auch das Schicksal.

Einer der Bratschisten fiel mir besonders auf. Seine Schuhe hatten schiefgelaufene Absatzesätze. In seiner Manchette fehlte der Knopf. Er trug ein kleines Stutzbärtchen und glich deshalb einem unserer Freunde in Frankreich.

«Bist du Michel?» fragten meine Augen verwirrt.

Kaum merklich nickend lächelte er mir zu.

«Wo ist Yvette? Noch immer verschollen?»

Michel lächelte maskenhaft. Wo ist Yvette? In der Bretagne stand ihr kleines, etwas vernachlässigtes Haus. Yvette zart und blond. Yvette jedes Jahr ratloser und trauriger. Ein jedes Jahr brachte ihr ein Kind. Von einem Wochenbett zum andern entwarf sie Skizzen für ihre Skulpturen, die sie doch nie zu Ende brachte. Immer waren es tanzende Mädchen, von der Erdschwere losgelöst.

«Wo ist Yvette, Michel? Blüht der Fliederstock noch an ihrer Haustür oder hast du ihn umkommen lassen?»

Der Anblick des Bratschisten wurde mir unerträglich. Dazu jagte die Musik in den schnellsten Tempi. Es wird mir so schwül zu Mute.

Ich suchte den runden gesetzten Schuh des Ersten Cellisten. Aber da begann die Rose an meinem Busen eigentümlich zu funkeln. Hatte mein Mann mir einen Blick zugeworfen? Verstohlen guckte ich zur Seite. Aber – er war ja so in die Musik versunken, daß er mich nicht sah.

Jetzt benahm sich der Erste Geiger höchst sonderbar. Er beugte sich beinahe über die Rampe. Ich hatte das Gefühl, ihm gegenüber zu sitzen.

«Ich bin Faust Leverkün, aus dem Hause Thomas Mann!» geigte er mir entgegen.

«Das ist wohl ein Irrtum», entgegnete ich.

«Nein, ich bin es!»

«Dann sind Sie krank, wie jener es war. Das tut mir leid.»

«Wie üblich, eine oberflächliche und ängstliche Diagnose!»

Ich erschauerte ob des Lachens, das er mit seinem bezwingenden Spiel vermischte. Obgleich ich von ihm wegstrebte, gelang es mir nicht.

«Wir kennen uns schon lange», geigte mir «Faust Leverkün» zu, «und auch mein Schatten, den Sie Krankheit nennen, ist Ihnen nicht unbekannt.»

Dagegen wagte ich nicht zu protestieren. Ich begann zu zittern. Ich fühlte mich einer Urmacht ausgeliefert.

«Laszlo!»

Wer hatte mir diesen Namen plötzlich zugeflüstert? Ein dichter Schleier verhüllte auf einmal das Orchester. Aus dem Dunst stiegen Türme empor. Das Basler Münster. Der alte Kreuzgang und ein Rosenhag.

«Kommst du mit?» fragte Laszlo, und pack-

te leidenschaftlich meine Hand, an der ich schon den Ring des Gelöbnisses trug. Im Abendschein erglänzten die Rosen am rötlichen Stein der gotischen Bogen.

«Komm doch mit, wie schön dir dein Haar um den Nacken spielt!»

Ich zögerte und band die Schleife an meinem weißen Sommerkleid fester. Andere Kommilitonen gingen lachend und schwatzend vorbei... Der Kreuzgang verschwand. Eine kleine, unbekannte Gasse. Der Hausschlüssel knarrte. Ich riß meine Hand zurück und jagte davon, zum Münster und weiter, quer über die alte Pfalz.

Noch atmete ich den Duft von Rosen und altem Stein, als das Orchester wieder sichtbar wurde. Ich erkannte den Ersten Cellisten.

«Immer schön im Gleichmaß bleiben!» brummte sein Cello mir väterlich zu.

Trotzdem wollte ich mich vom Ersten Geiger verabschieden. Aber ich fand ihn nicht. Ein Spiegel verhüllte sein Gesicht. Seltsam wechselnd erkannte ich ein anderes Bild darin. Ich grüßte hinüber. Traurig und fremd grüßte es zurück. Es war mein eigenes Gesicht und war es wieder nicht. Es zerfloß im Zwielflicht des Erkennens.

Aus diesem Labyrinth erlöste mich der Flötenspieler. Er hatte große blaue Augen und abstehende Ohren wie mein ältestes Kind. Er schaute genau so unsicher und verloren drein wie dieses.

Mein Kind. Es führte mich wieder in die Wirklichkeit zurück.

Ich begann dem Flötenspieler zu klagen: «Mein Kind wird nie in den köstlichen Genuß des Geistes kommen. Seine innere Welt wird nie groß und prächtig sein.»

«Warum nicht?» fragte scheu die Flöte.

«Eng und kindlich bleibt sein Gemüt, wenn gleich sein Äußeres wächst und altert. Nie wird sich der Himmel der Musik über ihm auf tun.»

Die Flöte schluchzte.

«In der Armut des Geistes steht es da, während ich in dessen Übermaß schwelgen kann.»

Jäh setzte die Pause ein. Der Beifall toste. Ich hörte die Stimme meines Mannes, von einem fernen Ufer herkommend.

«Wundervoll dieser Tschaikowsky! Hat es dir auch gefallen?»

Ich nickte und schluckte etwas Bitteres hinunter, «aber ich möchte nach der Pause lieber hinten sitzen, hier vorne ist die Seele so entblößt.»



Assoziation und Neutralität

In der Beilage «Brennende Probleme unserer Landwirtschaft» des «Emmentaler Blattes» schreibt Otto Locher, Landwirt:

Es gibt allerdings Gutgläubige und oberflächlich Denkende, die sich der Illusion hingeben, man könne sich mit der EWG assoziieren (verknüpfen) und dennoch die Neutralität retten. Hier gibt es nur klare Entscheidung und auf die Dauer gesehen jedenfalls kein «sowohl als auch». Unabhängigkeit, Neutralität und das Recht auf Selbstbestimmung sind untrennbar, sie sind verschwistert.

Vieles in der heutigen Industrie-Kultur ist Rummel in Oberflächensicht. Die Tiefendimensionen für Echtes, Wahres und Gutes fehlen oft, weil das wirtschaftliche Denken das Radargerät der innern Stimme übertönt und zum Teil erstickt. Die Schweiz ist gewachsen und geworden... Die Schweizer Fahne gehört nicht auf Halbmast, sondern wir wollen sie hochziehen als Bürger und Bürgerinnen eines freien Volkes, daß sie froh flattere über unserm Vaterland, über Städtern und Landvolk zur Erstarkung im Sinne einer wahren Eidgenossenschaft.

Der Seitenhieb

In den «Basler Nachrichten» schreibt «Cyrano»:

Endlich! Das Stadttheater Luzern hat ihn auf Herbst 1962 verpflichtet, den größten Mimen von allen, den Pistenromeo mit sonnigem Gemüt, sonnegebräuntem Antlitz und blitzenden Schneidezähnen, ihn, den ausgesprochen schönen Toni Sailer. Wie sie jetzt schon klopfen, die Herzchen der Tihneedschers. Wie sie jetzt schon pochen, die Pulse des Buchhalters, dessen Kasse Toni vollstrahlen soll.

Was wird er uns wohl vorspielen, unser Goldtiroler? Die «Slalome»? Ein Stück von Wedekind? Die «Ski-nesische Mauer»?

Ihm, der die Bretter, die den Schnee, mit denen, die die Welt bedeuten, zu vertauschen im Begriffe ist, darf Cyrano einen Sinnspruch auf seinen Après-Ski-Weg mitgeben. Er stammt aus der ersten Szene des fünften Aktes von Shakespeares «Julius Caesar» und der lautet: «Komm, Antonius! Fort!»